

# Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



## Die blonde Drossel.

Roman von E. Fahrenow.

(Fortsetzung.)

„Seien Sie doch nicht so grausam und nachtragend, hat er. „Ich habe mich doch schon neulich genügend entschuldigt, daß ich so ungezogen war. Und ich habe Ihnen einen sehr wichtigen, geschäftlichen Vorschlag zu machen. Wollen Sie mich denn nicht wenigstens anhören?“

„Nicht jetzt und nicht hier, mein Herr, ich bitte Sie, wieder von meiner Bildfläche zu verschwinden, denn an Sonntagen will ich durchaus nichts Geschäftliches hören oder sehen.“

„Dann könnte ich ja von anderen Dingen...“

„Ein andermal vielleicht. Ich muß wirklich bedauern, — ich habe keine Zeit. Wirklich keine Zeit.“

„Ein andermal? Das ist doch wenigstens eine Aussicht, die mich tröstet. Ich gehe schon, Fräulein Berber! Aber erst sagen Sie mir, bitte, wann und wo ich Sie sprechen kann?“

Therese schlug die Augen gen Himmel, so daß man fast nur noch das Weiße sah und seufzte:

„Mittwoch nachmittag um vier Uhr an der Normaluhr.“

„An welcher? Potsdamer Platz?“

„Nein, Sie naiver Herr. An der Normaluhr am Lehrter Viehhof, wo ich Pferdeaufnahmen zu machen gedenke. — Da kommt endlich unsere Suppe. Leben Sie wohl, Herr Kirchner, Sie haben ja nun Ihren Willen.“

Sie neigte königlich das Haupt gegen ihn, und er verbeugte sich vasallenhaft tief vor ihr. Auch vor Ruth machte er eine kleine kurze Pflichtverbeugung. Dann entfernte er sich mit großen, schwingenden Schritten und ließ sich in so großer Entfernung erst in einer Ecke nieder, daß er von dort aus nicht mehr lästig fallen konnte.

Ruth lachte und blickte fragend Therese an.

„Nein,“ sagte sie mit Betonung, „kein Verehrer, bitte! Ueberhaupt kein näherer Bekannter. Ein sonderbarer Schwärmer, der mir zu den „Unentwegten“ zu gehören scheint.“

Während jetzt der Kellner sie bediente, begann sie von jenem Besuche zu erzählen, den Amadeus Kirchner ihr abgestattet hatte.

„Daß er Amadeus heißt,“ schloß sie, „verschlimmert den Fall noch. Ich habe ihn im Adressbuch aufgesucht. Er heißt tatsächlich so. Was will der Jüngling bloß noch von mir?“

„Er sah Sie voller Anbetung an,“ erwiderte Ruth.

„Ihn scheint Amors Pfeil getroffen zu haben.“

„Was geht das mich an?“ knurrte Therese. „Ich gedenke mich nicht mit Liebesgeschichten abzugeben, sondern vorerst einmal einige Jahre etwas Tüchtiges zu leisten. Aber er wollte mich ja auch übrigens geschäftlich sprechen; es wird mir nichts übrig bleiben, als ihm diesen Wunsch einmal und nicht wieder zu gewähren. — Uebrigens, damit

ich Ihnen nicht vorkomme wie eine Birago, will ich Ihnen gestehen, daß ich einmal, als ich neunzehn Jahre alt war, einen Mann geliebt habe. Der hatte auch mich lieb. Wir waren sechs Wochen heimlich verlobt. Aber dann starb er an den Folgen einer Lungenentzündung, die er sich geholt, weil er zwei Kinder vom Ertrinken in einem vereisten See gerettet hatte. — Seitdem habe ich noch nicht wieder solche Liebe empfunden, obwohl doch beinahe fünf Jahre inzwischen verfloßen sind.“

„Arme Therese!“ sagte Ruth weich.

Über die dunklen Augen ihres Gegenüber waren nur Sekundenlang noch dunkler und ein wenig feucht geworden. Jetzt blickten sie ganz ruhig und klar.

„Es ist überwunden, Kleine, wirklich ganz vorbei. Nun wollen wir uns wieder diesem heiteren Mahl zuwenden. Schmeckt Ihnen die Suppe?“

### 9. Kapitel.

Eine Stunde später saßen Ruth und Therese an der Stelle, von der vorher Therese gesprochen hatte.

Therese lag, die Arme unter dem Kopf verschränkt, ganz still. Die Augen hatte sie geschlossen, doch zuweilen öffnete sie sie ein wenig und blinzelte hinüber zu Ruth, die ihr gegenüber im Gras saß.

Das blonde Haar stand wie ein Heiligenschein um das zartfarbige Gesicht, das ein wenig zurückgebogen war. Und zwischen den roten Lippen kam der liebliche Vogelgesang her vor, der wie der schwierigste Kunstgesang klang, nur daß er dabei etwas so unvergleichlich Frisches und Natürlich-Weiches hatte.

So sang sie, wortlos, doch voller wechselnden Ausdrucks bald fröhlich, bald klagend und sehnsüchtig, voll und dann wieder leise. Therese dachte sich ihr Teil, abgesehen von der Bewunderung, die sie erfüllte. — Und als der Gesang schwieg, sprach sie, sozusagen in die Wipfel der Kiefern hinauf:

„Ein gottbegnadetes Menschenkind! Und daß Sie so zärtlich verliebt sind, habe ich auch noch nicht gewußt.“

Ruth wehrte sich.

„Verliebt! Das will ich nicht hören, will ich nicht sein. Und es stimmt auch nicht.“

„Komisch!“ sprach Therese, ohne den Kopf zu wenden.

„Es muß doch ein lörendes, unangenehmes Wort sein. Alle Menschen sträuben sich dagegen. Aber wenn ich doch nicht eine ganz allgemeine Verliebtheit meine, so eine beschönigende Bemäntelung des Wortes Sinnlichkeit, sondern nur eine ganz persönliche, wohlberechtigte, ganz natürliche Empfindung für einen Einzelnen? Dann brauchen Sie es doch nicht abzustreiten.“

Ruth schwieg ein Weilchen, dann erwiderte sie:

„Ich habe Ihnen von Hermann Kirrow erzählt. Ja, ich bin ihm gut, ich habe ihn lieb. Ich will ihn heiraten. Aber ich glaube, so eine richtige, heiße Verliebtheit ist das doch nicht. Ich stelle sie mir ganz anders vor.“

„Nun ja, ich verstehe. Sie glauben, Sie könnten ganz

gut auch ohne Ihren Herrn leben, würden nicht sterben ohne ihn?"

„Sterben? Das glaube ich überhaupt nicht, daß man aus Liebe sterben könnte.“

„So? Es gibt aber dergleichen, selbst heute noch. Ich kannte selbst eine junge Witwe, die starb aus Liebe, nachdem sie ihren Gatten verloren hatte.“

„Oh, dann starb sie aus Gram, aus Kummer. Das ist doch nicht dasselbe wie Verliebtheit.“

„Der Kummer kann tausend Gestalten annehmen, nicht wahr? Wenn eine Mutter stirbt, aus Gram um ein gestorbenes Kind, so würde man das auch nicht Verliebtheit nennen. Und doch wäre es bei beiden dasselbe Motiv: Das Vermissten des geliebten Wesens, die unbefriedigte Sehnsucht nach ihm. — Woegen sich die Menschen sträuben, das ist nichts als das Wörtchen „Verliebtheit“. Sehen Sie statt dessen „Liebe“, dann klingt es größer und edler, und man läßt es gelten.“

„Sie mögen recht haben, Therese. Sie sind so viel klüger als ich. Aber es ist vielleicht wahr, daß ich im Grunde auch ganz regelrecht „verliebt“ in Hermann bin, nur daß ich mir dessen nicht bewußt bin.“

„Hm. Wann kommt er denn nach Berlin?“

„Das kann jeden Tag geschehen. Wir stehen nicht in Briefwechsel vorläufig. Er wollte sich erst bei mir blicken lassen, wenn er eine gute Anstellung gefunden hat; Franziska schrieb mir, daß er wahrscheinlich bei einer weltberühmten Werkstätte ankommen werde. Ich weiß nichts Näheres darüber.“

„Singen Sie noch was, Kleine, ja? Das ist viel schöner, als wenn wir schwägen.“

Ruth sang nochmals, aber nach einigen Minuten brach sie ab, weil sie bemerkte, daß in einiger Entfernung ein Reiter Halt gemacht hatte und zuhörte.

Sie flüsterte ihre Wahrnehmung Therese zu, diese richtete sich auf und sandte entrüstete Blicke zu dem Reiter hinüber, bis er sich weiter bewegte.

„Dieser Kerl auch noch!“ murmelte sie. „Daß der hier auftauchen muß, an dieser stillen, verborgenen Stelle! Aber das sieht ihm ähnlich!“

„Sie kennen ihn? Und Sie können ihn nicht leiden?“

„Ich habe ihn mehrmals photographiert, als ich bei Otter Aufnahmen machte, Deshalb erkenne ich ihn, während er mich natürlich nicht erkennen konnte in meiner augenblicklichen Aufmachung.“

Sie hatte ein großes Taschentuch, das sie gegen Käfer und Insekten über das Haar geworfen, noch auf dem Scheitel liegen, und ein grauer Kneifer saß ihr als Sonnenschutz auf der Nase.

Jetzt legte sie sich bequem wieder hin und knurrte:

„Der schöne Riechling ist es, ein sogenannter Herzensbrecher, der mehr Schulden hat als er selbst vermutlich weiß. Sie werden ihn jedenfalls auch noch kennen lernen, denn er läßt sich mindestens vierteljährlich einmal photographieren. So. Und jetzt werde ich eine Viertelstunde richtig schlafen. Gute Nacht.“

Sie schlief wirklich sogleich ein. Ebenso väntlich aber erwachte sie auch nach fünfzehn Minuten, sah nach der Uhr und erhob sich.

„Jetzt noch etwa eine bis anderthalb Stunden Marsch bis Potsdam, und dann Rückfahrt nach Berlin. Sind Sie bereit?“

Ruth war eine treffliche Fußgängerin. Der Weg war so schön, daß sie es fast bedauerte, als das Ziel erreicht war und die Rückfahrt angetreten wurde.

„Die Stadt Potsdam sehen Sie sich ein andermal an,“ sagte Therese. „Vielleicht mit mir oder auch mit Herrn Kürow — es ist ein bezaubernder Ausflug sowohl für einfachste Liebespaare wie auch für Leute, die dabei historisch oder kunsthistorisch lernen wollen. Jeder Baum und jeder Stein in Potsdam erzählt von Friedrich dem Großen, von meinem angebeteten Helden.“

„Wie preußisch Sie sind!“

„Durchaus! Hoffentlich meinen Sie es nicht als Tadel?“

„O nein, nur als etwas mir Neues. Ich sagte Ihnen heute schon, ich wünschte mir nichts Schöneres, als auch solch eine Deutsche durch und durch sein zu können wie Sie.“

„Kommt Zeit, kommt Rat,“ sagte Therese orakelhaft. Sie dachte dabei an Kürow. Aber es konnte auch eine ganz andere Auslegung darnach kommen.

10. Kapitel.

Frau Ulrich saß in ihrem Blumenerkker und wartete auf Verber, den sie seit Tagen nicht gesehen hatte. Denn sie war unpäßlich gewesen, hatte sich sogar den Arzt kommen lassen müssen und sah noch blaß und verfallen aus.

Hier in ihrem Erker war ihr wohler, das war ihr Lieblingsitz seit fast zwanzig Jahren.

Ihr Karl hatte ihn für sie herausbauen lassen, und sie hatte daraus nach und nach ein winziges Treibhaus gemacht, an dem sie täglich ihre Freude hatte.

Nur zwei Meter tief und etwa fünf Meter lang war der Raum, Palmen standen darin, die Glaswände waren hochberankt mit Rosen und Schlingpflanzen, auf gläsernen Fensterbrettern und Seitenkonsolen standen vielerlei Blumen und Blattgewächse, und alles dies hatte Frau Ulrich allein gezogen und gepflegt, liebevoll und erfolgreich wie ein guter Gärtner.

Die Sonne schien von den Schmalseiten am Morgen aus Osten und am Abend aus Westen herein. Der Fußboden war sorgfältig mit Linoleum ausgelegt, so daß hier wie in einem Treibhaus gesprengt und gegossen werden konnte. Ein zahmer Papagei, der niemals schrie, kletterte zwischen den Pflanzen umher und stotete hier und da niedlich wie ein Dompfaff vor sich hin. Eine wohlthuende Luft von Frieden und Freundlichkeit durchwob den Raum.

Frau Ulrich hörte ein Klopfen an der Tür.

Verber sah schon in der Tür, daß seine Herrin angegriffen aussah. Das schnitt ihm ins Herz, doch bemühte er sich, möglichst sorglos dreinzuschauen.

„Ergebenster Diener“, sagte er. „Wie ist das Befinden, Frau Ulrich?“

„Na, so halbwege, Verber. Sie wissen ja, wie Kuffe sagt — klapprig wird man in unserm Alter. Aber von mir will ich heute nicht reden. Was bringen Sie mir für Nachrichten?“

„Merkwürdige, Frau Ulrich. Sehr merkwürdige.“

Sie hatte auf einen Stuhl in ihrer Nähe gewiesen, und er saß nun in der grünlichen Beleuchtung einiger durchsichtigen Blattpflanzen da, noch grämlicher und trockener aussehend wie sonst.

„Gute oder schlechte, Verber?“

„Nicht gerade schlechte. Ihr Bruder lebt noch.“

Frau Ulrich tat einen kurzen ängstlichen Atemzug. Sie wußte nicht, ob sie sagen sollte „Gott sei Dank“.

„Er ist in Europa, Frau Ulrich, sogar in Deutschland. Und es geht ihm gar nicht so ganz erbärmlich. Er hat eine Anstellung als Schreiber oder Bureaugehilfe oder wie man das nennen soll. Im Grunde aber ist er noch eben so verschroben — entschuldigen Sie, bitte — wie er war.“

„Weiter, weiter, Verber. Er ist also doch wenigstens nicht ganz verkommen? Machen Sie mir bloß nichts vor.“

„Nein, wo werde ich denn! Er ist seiner Meinung nach ein großer Erfinder; aber bisher hat er noch nie was Rechtes zuwege gebracht. Er hat auch bis vor ein paar Wochen nur von dem Verdienst seiner Tochter gelebt.“

Jetzt beugte sich Frau Ulrich vor. Ihre Augen bekamen einen höheren Glanz, ihr Interesse wuchs sichtbar.

„Eine Tochter hat er? Eine Frau also auch?“

„Nein, die Frau ist lange tot. Er kam schon als Witwer nach Deutschland, und das ist wohl zehn oder fünfzehn Jahre her. Genaue Daten weiß ich noch nicht.“

„Lieber Verber, Sie haben ja wieder Erstaunliches geleistet, daß sie ihn überhaupt gefunden haben! Ich bin Ihnen ja so sehr dankbar. Aber wie haben Sie ihn denn bloß aufgespürt? Durch Detektivs und solche Leute?“

„Das war gar nicht nötig. Der Polizeileutnant, mit dem ich bekannt bin — wir sind Vogenbrüder — gab mir eine Adresse. In der Stadt, wo drüben Ihr Bruder zuletzt gelebt hat, ist ein vortreffliches, natürlich deutsches Kunstsbureau. Alles, was tüchtig drüben ist, scheint ja von Deutschen auszugehen.“

„Na, na, Verber!“ mahnte Frau Ulrich.

„Sie wollen das immer nicht glauben, Frau Ulrich, aber es ist hoch wahr. Die Engländer, von denen Sie so große Stücke halten, die Brüder kenne ich! Die wissen weiter nichts als wie sie Geld schneiden können. Dabei ist es ihnen ganz egal, ob sie ihrem Nächsten das Fell über die Ohren ziehen — wenn sie man haben!“

(Fortsetzung folgt.)

### Unbekannte Tischgespräche Friedrichs des Großen.

Zeugnisse über die Tischgespräche Friedrichs des Großen waren bisher nicht bekannt, denn die Aufzeichnungen des Marschall Lucchini aus den letzten Lebensjahren des Königs enthalten nur Schlagwörter. In den „Nachträgen zu dem Briefwechsel Friedrichs des Großen mit Mably und Voltaire“, die jetzt als letzte Arbeit Reinhold Kosers in den „Publikationen aus den Königl. Preussischen Staatsarchiven“ (Verlag von S. Hirzel in Leipzig) erscheinen, teilen die Herausgeber, Hans Dronsen, Ferdinand Cassy und Gustav Bertold Holz, neben Briefen von dem großen König und an ihn ein paar Briefe mit, die der preussische Gesandte in den Niederlanden, Otto Graf von Podewils, bei seinem Aufenthalt am Hofe Friedrichs des Großen im September 1743 geschrieben hat, und diese Briefe geben eine anschauliche Vorstellung von dem persönlichen Verkehr Friedrichs des Großen mit allen Gästen: Graf Podewils hat ausführlich aufgezeichnet, was und woüber Friedrich der Große mit ihm, Voltaire und anderen Gästen seiner Tafelrunde sprach. Immer herrschte eine lebhaftere Unterhaltung, geistvolle Scherzreden flogen hin und her, manchmal sprang das Gespräch von einem Gegenstande zum anderen, dann wieder wurden Staatsangelegenheiten vor den Fagen und Lafaien umständlich erörtert. Gleich am Tage nach seiner Ankunft verwidmete Friedrich der Große den Grafen Podewils in ein längeres Gespräch. Er verlangte offen zu hören, was die Holländer über ihn dächten: „Ich antwortete, daß ich seiner Majestät nicht verbehalten konnte, daß man ihn außerordentlich fürchtete und für einen Fürsten hielt, der fähig wäre, die größten Pläne zu fassen und auszuführen. „Worauf gründet sich diese Meinung?“ erwiderte der König. Ich antwortete, daß die Generalstaaten sich immer der schleichenden Affaire erinnerten, die sie außerordentlich in Bestürzung gesetzt hätte. „Oh, um einen solchen Preis würde ich sie gern noch einmal in Bestürzung versetzen.“ Dann kam das Gespräch auf die geistlichen Lande, und in dieser Hinsicht gab Friedrich der Große dem Gesandten die Versicherung: „Wenn ich mit irgendeiner Macht der Welt in Frieden leben will, so ist es mit den Holländern, denn was könnte ich bei diesen Leuten gewinnen? Sie können ihnen darüber die stärksten Versicherungen machen. — Am 7. September sah Graf Podewils als Tischgast des Königs ihn gegenüber. Die Holländer mußten die Kosten der Unterhaltung bestreiten; und der König fragte fortwährend über sie. Er fragte nach dem Grosspensionarius, und Graf Podewils erzählte, daß Anton van der Heim niedriger Herkunft sei; die Holländer hätten ihn als Grosspensionarius genommen, weil er faul, republikanisch und wenig unternehmend wäre. „Ah“, sagte der König nach diesem Bericht, „ich muß also in Zukunft meine Klagenungen noch vorsichtiger behandeln, denn Gott weiß, vielleicht wird einer von Ihnen eines Tages irgend so ein Pensionarius! Mir scheint — so fügte er hinzu — Herr van der Heim ist ein großer Dummkopf?“ Graf Podewils zögerte mit der Antwort, und Friedrich der Große fuhr fort: „Oh, oh, Sie wollen es nur nicht sagen, weil Sie dort wohnen, aber ich sage es.“ Der König zog weiter über die Holländer her, er erlaubte sich nach ihrem Grefrier, den über 80jährigen Franz Bagel, und auf die Kunst des Grafen Podewils, daß er früher als großes Genie gegolten habe, daß er aber doch schon ein wenig nachlasse, sagte der König: „Sagen Sie ihm von mir, daß er ein Dummkopf ist, weil er geraten hat, man solle holländische Truppen über mein Gebiet marschieren lassen. Was meinen Sie, wenn der Grefrier hier wäre, würde er mit mir oder meinen Stallknechten speisen?“ Graf Podewils wollte natürlich keine Antwort geben und der König kam dann auf andere Dinge, auf die Lebensweise in Holland und auf die Holländerinnen. Am folgenden Tage geschickte sich Friedrich der Große darin, über die Franzosen herzuziehen, wobei er in sehr guter Laune war. In Voltaire sagte er unter anderem: „Ich würde Ihnen, wenn alle Ihre Minister mir umsonst dienen wollten, ich wollte keinen von Ihnen.“ Der Gesprächsgegenstand wechselte ein paarmal, man sprach über die Einrichtung des schwedischen Generals Lennehaupt, und der König sagte zu Voltaire, Broglie habe dieses Schicksal eher verdient, als der schwedische General. Das gab Voltaire Gelegenheit zu der guten Antwort: „Das wissen wir, Eure, aber wir schneiden niemand den Kopf ab, der keinen mehr hat.“ Nachdem man über mancherlei andere Gegenstände gesprochen hatte, kam man auf die Vaterlandsliebe, und bei dieser Gelegenheit sprach Friedrich der Große das Wort: „Ich verstehe nicht, wie man ein Land mehr als ein anderes lieben kann. Indessen, wenn es sich darum handelte, mein Land aus Kosten meines Blutes glücklich zu machen, würde ich es bis zum letzten Tropfen vergießen.“ Gegen Ende der Tafel wurde die Laune des Königs immer besser. Er verteilte zuletzt Devisen-Bonbons, die in bedruckte Papierstreifen eingewickelt waren — und gab dem Grafen von Podewils dabei einen, die einen Wafelbalg darstellte. „Hier ist etwas für Ihren Beruf,“ sagte er dabei lachend.

### Die Pluderhose.

Dieses Kleidungsstück, das jetzt den in männlichen Berufen tätigen Frauen von amüsösen gestattet ist, hat seine Geschichte. Die Pluderhosenzeit des 16. Jahrhunderts und der Kampf, den die „Hosenfeinde“ gegen diese zur Narrheit ausgewachsene Mode führten, ist eins der amüsantesten Kapitel in der an weiteren Edi-

joden gewiß nicht armen Geschichte der Mode. Die „gepluderte“, d. h. längs und quer vielfach geschlitzte Hose hatte sich von den Niederlanden aus, die das feine Tuch dazu lieferten, über ganz Europa verbreitet. Hielt sie sich zuerst in Umfang und Schnitt in mäßigen Grenzen, so wurde sie mit der Zeit immer größer und prunkhafter. Sie reichte vom Gürtel bis an den Saum und verschlang durch ihre schlängelnden Falten ungläublich viel Stoff. Soll es doch Hosen-ungetüme gegeben haben, die „bis zu 300 Ellen Zeug“ enthielten. Viele Besserte gingen mit diesem Modemissag voran und suchten sich gegenseitig an Grobheit der Pluderhose zu überbieten, und bürgerliche Geden äfften es nach. Da, es sollen sich nach den Behauptungen zeitgenössischer Sittenbildnerer Adlige infolge ihres Luxus, den sie mit den Pluderhosen trieben, ruiniert haben.

Daß sich mit der Zeit Gegner dieser Modeausartung fanden, ist verständlich. Besonders die Geistlichkeit zog gegen die Pluderhose zu Felde und forderte von der Kanzel herab zum Kampfe gegen die „sündliche Tracht“ auf. Doch diese Bemühungen der Geistlichkeit vermochten nicht die Modetierheit zu beseitigen. Im Gegenteil, vom Adel eingeführt, fand das Brackkleidungsstück des Mannes immer größere Ausdehnung im Bürgertum. Da nahm der regierende Kurfürst Joachim II. den Kampf gegen das Ungetüm aus Tuch und Seide selber auf. Er hatte sich freilich eine ganz eigene und, wie hier gleich gesagt sei, erfolgreiche Methode gewählt. Lieber den Schloßplatz solzierten eines schönen Nachmittags drei bürgerliche Elegants, ein jeder angezogen mit einem wahren Monstrum von Pluderhose. Um noch ganz besonders die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, hatten sie zwei Musikanten angenommen, die ihnen mit lustigen Fiedeln vorangehen mußten. Sie erreichten auch ihren Zweck, denn die Leute blieben stehen und sahen ihnen nach. Besonders stolz waren sie, daß man auch von den Schloßknechten auf sie blickte. Das hatte allerdings einen von ihnen nicht vermuteten Erfolg. Der Kurfürst ließ sie von Trabanten in den Bernauischen Keller abführen, ein damals besichtigtes Gefängnis, und in die „Narrenkiste“ sperren, die für Trunke eingerichtet war. Vor der Narrenkiste mußten die Musikanten 24 Stunden fiedeln, und draußen vor den Sparten stand das Volk und die Berliner Jugend und bewarft die schönen Pluderhosen mit faulen Eiern. Einem jungen Abigen, der gleichfalls in seiner Hose wie ein Mann über den Schloßplatz tänzelte, ließ der Kurfürst auf offenem Plage den Gurt aufschneiden, so daß die ganze Hosenbracht auseinanderfiel und der Belmann zum Gespött der Leute im bloßen Hemde dastand.

Diese allerdings reichlich kräftige Methode verfehlte ihre Wirkung nicht. Denn Hohn und Spott wollte doch keiner auf sich ausgeben lassen. So wurden die Anhänger der Tracht immer spärlicher, bis gegen Ende des 16. Jahrhunderts die so viel umstrittene Pluderhose gänzlich aus der Mode kam und damit aus dem Straßen- und Gesellschaftsbilde verschwand.

### Vermischtes.

\* Schokoladenerjak. Die Schokolade gehört zu den Genussmitteln, die während des Krieges so gut wie verdrängten sind, da es an den aus dem Auslande bezogenen Rohstoffen mangelt. Die Heimat liefert nur, wie früher so viele andere durch den Krieg selten gewordene Dinge, einen recht guten Erjak, wie Dr. Jos. Draxler im „Prometheus“ mitteilt. Zur Herstellung eines der Schokolade an Geruch und Geschmack gleichen, zudem auch sehr nahrhaften Getränkes können die Beeren des roten Hartriegels, *Cornus sanguinea*, verwendet werden. Der rote Hartriegel hat seinen Namen von der blutroten Farbe, die die Rinde im Winter aufweist; der Strauch, der mehrere Meter hoch wird und sich massenhaft an Bergabhängen, Rainen, in unbedauten Hügelländchen und in lichten Wäldern findet, ist auch sonst recht nützlich, denn er liefert ein Holz, das die Drechsler hochschätzen. Kamentlich wird es zu kleinen Maschinentellen und besonders feinen Arbeiten benutzt. Der Hartriegel blüht in gelblich-weißen Trugdolden und trägt sehr zahlreiche schwarze Beeren mit rundem Stein Kern. Vom gelben Hartriegel, der im ersten Frühling, März und April blüht, unterscheidet er sich vornehmlich durch die Früchte. Während der gelbe — übrigens viel seltener wildwachsende — nach der goldgelben Blütenfarbe benannte Hartriegel, auch Kornelinschilke genannt, hochrote Früchte trägt, sind die des roten Hartriegels schwarz. Die Verwendung der Früchte des gelben Hartriegels ist allgemein bekannt; die Türken stellen beispielsweise Sirup und Gelees, die Ungarn und Griechen Likör daraus her. Die schwarzen Hartriegelbeeren dagegen scheinen bei uns bisher wenig beachtet worden zu sein. Das schokoladenähnliche Getränk wird durch eine verdickte Abkochung der Beeren bereitet. Nicht nur der Geruch, dem übrigens auch etwas Vanilleähnliches anhaftet, der Geschmack und der Nährwert ähneln der Schokolade in hohem Maße, sondern es findet sich auch die Nebenwirkung auf die Verdauungsorgane. Da die Früchte des roten Hartriegels auch in anderer Zubereitung genießbar sind, könnte der Strauch zur Streckung der Nahrungsmittelvorräte herangezogen werden, und wenn der Nährwert der Früchte allgemein bekannt wäre, würde die Pflanze wohl, wie Dr. Draxler meint, auch in Friedenszeiten verwendet werden.

\* Französische Berichterstattung. Ein Musterbeispiel französischer Berichterstattung hat jetzt selbst den verblendeten Pariser die Augen über den Nachrichtenstand ihrer Presse geöffnet. Man sprach in Paris viel von der Degradation

eines französischen Hauptmanns Eskadre, worauf der „Nachrichten-  
dienst“ sofort in Wirksamkeit trat. Mehrere große Blätter sandten  
Sonderberichterhatter aus, die genau schilderten, wie sie um 6 Uhr  
morgens im Hof der Militärkaserne der Degradation beiwohnten,  
wie der Hauptmann in dem Augenblicke, da man seinen Regen  
entzwei brach, zu weinen anfangt usw. Schließlich ließen zwei Film-  
fabriken sogar eine Aufnahme des ganzen Vorgangs herstellen und  
in mehreren Lichtspieltheatern vorführen. Man kann sich denken,  
welche Ueberreaktion den sensationellsten Pariserern bereitet  
wurde, als einige Tage später eine offizielle Bekanntmachung mit-  
teilte, daß der Hauptmann überhaupt nicht degradiert worden war.

### Eine Umwälzung der Landwirtschaft.

Die Diversifizierung der Getreideernte.

Der französische Gelehrte S. Devaur hat in den letzten beiden  
Jahren mit Unterstützung der Pariser Academie der Wissenschaften  
außerordentlich merkwürdige landwirtschaftliche Versuche ausge-  
führt, durch die er nichts Geringeres nachgewiesen hat, als daß  
sich die Getreideernte diversifizieren läßt, wenn man von dem  
bisherigen Verfahren abweicht. Es handelt sich dabei um ein neues,  
durchaus ernst zu nehmendes Verfahren; eine unserer ersten  
wissenschaftlichen Zeitschriften, die von Dr. Arnold Berliner und  
Prof. August Böttger herausgegebenen „Naturwissenschaften“, sind  
in der Lage, darüber nähere Mitteilungen zu machen. Es beruht auf  
dem außerordentlichen Sprossungsvermögen des Getreides in der  
ersten Zeit seiner Entwicklung; wird diese Fähigkeit beim Getreide-  
bau begünstigt, so kann eine einzige Wurzel gewaltige Salmbüschel  
bis zu hundert Stengeln entsprossen, ja in der Mandelpflanzung sollen  
Büschel von 300 bis 400 Ähren ganz gewöhnlich sein, so daß  
dort nach den Angaben Neys der Ertrag eines Hektars auf  
150 Hektoliter Getreide zu schätzen ist. Dies hat Devaur durch  
seine Versuche bestätigt. Nach seinen Angaben erzielt man eine  
kräftige Sprossung und gute Ernten durch frühzeitige Aussaat,  
die es den Pflanzen ermöglicht, vor dem Winter kräftige Sproß-  
linge zu treiben, durch Zwischenräume zwischen den Saatreihen,  
durch wiederholte Häufelung und durch Umlegen der Pflanzen.  
Devaur hat seine Erfahrungen auf dem Versuchsfelde in der Nähe von  
Bordeaux gesammelt, das er mit vier verschiedenen Weizenarten  
bestellte. Diese wurden auf einem mageren, sandigen und feini-  
gen Boden ausgesät, der bis zum April brach gelegen hatte; nach  
dem Umbrechen wurde er zweimal gepflügt, mächtig gedüngt und  
am 19. August besät. Die Aussaat erfolgte in Reihen von 30  
Zentimeter Abstand in 12 Zentimeter Reihen und beesteten Zwischen-  
räumen, wo die Körner vor der Winterbedeckung festgestampft wurden. Wegen  
der Feuchtigkeit und der hohen Temperatur setzte die Keimung  
rasch ein. Nach drei oder vier Wochen wurde durch einfaches  
Wenden der Erde auf die Keime gebracht, was eine leichte und vollkom-  
men genügende Häufelung der jungen Pflanzen bewirkte. Diese  
entwickelten sich darauf sofort in ganz überraschender Weise. Durch  
übige Sprossung wurden die meisten Stengel zu wahren Büscheln,  
die 10, 20, ja 30 und 70 einzelne Stiele zählten. Diese wunder-  
bare Entwicklung erfolgte im Oktober und November. Wurden  
die Büschel vorsichtig ausgegraben und die Erde aus ihrem Wur-  
zelwerke ausgewaschen, so zeigte sich in der Regel, daß sie aus  
einem einzigen Korn entsprossen waren, der erste Zwischenknoten-  
teil in einer Länge von 2 bis 3 Zentimeter ist einseitig bis  
zu dem Verzweigungsknoten, der einen wahren Stamm von zwei  
bis 5 Zentimeter Dicks bildet. Von dem mit „blé der Bordeaux“,  
der am wenigsten zur Sprossung geeigneten Weizenart, bestellten  
Gelände, wurden 6 Viertelmeter, die 177 Pflanzen trugen, aus-  
gegraben. Davon hatten 92 kleine Stämme 432 Stiele, im Mittel  
4,7; 51 mittlere Stämme 561 Stiele, durchschnittlich 11; 34  
große Stämme hatten 694 Stiele, 21,4 im Mittel, so daß der Ge-  
samtdurchschnitt der 177 Stämme 9,5 Stiele beträgt. Auf einem  
Viertelmeter befanden sich also im Mittel 30 Büschel mit 261  
Stengeln, von denen 116 nur durch 4 Büschel herbeigebracht  
waren. Devaur sah davon ab, diese großen Büschel einer beson-  
deren Behandlung durch Häufelung zu unterziehen, wodurch die  
Stengelszahl vermehrt worden wäre, vielmehr pflanzte er sie — im  
Winter — um, und jeder seiner Stämme hat in reichlichem Maße  
neue Wurzeln und Blätter getrieben. Seine Versuche zeigen, daß  
man — zunächst für das südfranzösische Klima — ganze Felder  
von Getreidebüscheln erzielen kann, deren jeder 50, 100 oder noch  
mehr Stengel zählt. Bei sechs bis zehn solchen Büscheln auf dem  
Viertelmeter ständen wenigstens 500 Ähren auf dieser Fläche,  
und diese ergäben eine Ernte von 50 Zentnern Getreide auf den  
Hektar, also etwa das Doppelte einer guten Ernte nach dem bis-  
herigen Kulturverfahren.

### Bücherisch.

— Zur Förderung des dramatischen Schaffens  
und der deutschen Dichter hat der Verband zur Förderung  
deutscher Theaterkultur eine neue Korrespondenz ermöglicht, der  
die weiteste Verbreitung zu wünschen ist. In seinem Auftrag be-  
gibt Dr. Ernst Leopold Stahl-Heidelberg mit der Herausgabe  
„Dramaturgischer Berichte“. Ueber den Zweck dieser Berichte sagt  
der Herausgeber: In den „Dramaturgischen Berichten“ werden

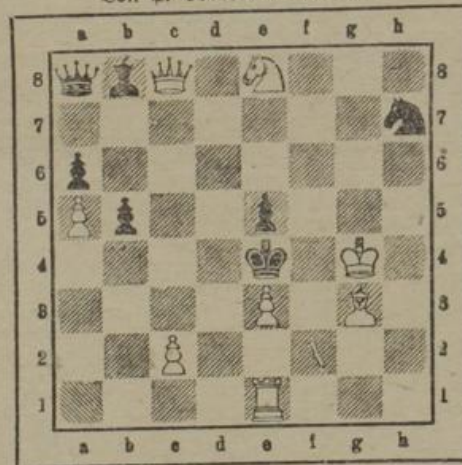
Dramaturgen, Regisseure, Kritiker sich in kurzen Referaten sowohl  
über wertvolle Erscheinungen der Bühnenliteratur äußern, die  
bisher überhaupt noch nicht zur Aufführung gekommen sind und am  
Theater des berichterstattenden Bühnenvorstandes vielleicht aus  
irgend welchen Gründen auch nicht zu bringen) sind, wie auch über  
solche Werke, die trotz erfolgreicher Aufführungen keine Verbrei-  
tung gefunden haben. Der fünfte Bericht der ersten Nummer soll  
in einigen Monaten ein zweiter Bericht nachgehandelt werden. In-  
zwischen wird, binnen kurzem, ein Sonderblatt „Dramen für  
Freilichttheater“ noch in der diesjährigen Sommerzeit  
der Naturbühnen erscheinen mit Stücken aus neuester wie  
aus früherer Zeit. Auch sonst soll in späteren Blättern verschütteten  
Dramen der Vergangenheit besondere Aufmerksamkeit zugewendet  
werden. Weitere Spezialnummern, welche mit den „gemischten“  
abwecheln, werden im Laufe der Zeit bringen: Werke für die  
Weihnachtszeit, Dialektdramen, Werke für nationale Feiertage  
(vaterländische Dramen), Werke für geistliche Feiertage, Werke  
für literarische Abende. Die „Dramaturgischen Berichte“ erschei-  
nen in prägnanter Folge und werden nach dem Ermessen der Ver-  
bandsleitung Bühnen, Schriftstellern, Tageszeitungen und Zeit-  
schriften überandt. Regelmäßige Zustellung erfolgt gegen Vorein-  
sendung von 1,50 Mk. an die Geschäftsstelle in Hildesheim,  
Marktstraße 14, für je fünf Nummern portofrei. Die Verantwor-  
tung für den Inhalt trägt der Herausgeber mit seinen Mitarbeitern.

— Balzeret von Carl Bulde (Wilm & Co., Berlin).  
Georg Balzeret, jüngster Sohn des Reichstaatsangehörigen Balze-  
ret aus Fischkühnen in Masurien, Student in Königsberg und  
München, Referendar, Assessor und Richter, ist die Hauptfigur des  
neuen Romans von Carl Bulde. Drauflos, ganz echt ist schon die  
Welt der ostpreussischen Gutsbesitzer, der Freunde seines Vaters, die nach  
dem Begräbnis zur Trauermahlzeit sich vereinigen. Mühen-  
Schwäbinger ist dann der Schauplatz, das Wohnviertel der Künstler-  
boheme, die dort in möblierten Zimmern, in Meliers und Dach-  
stuben haust, und aus deren Mitte ein paar komische oder aben-  
teuernde Originale hergeholt sind.

— Klabund: Das Sinngedicht des persischen Weltmachers.  
Neue Bierzehn nach Omar Khayyam.  
Die beiden handlichen, geschmackvollen Pappbände werden sich  
rasch Freunde erwerben. Das Sinngedicht ist eine freie Nachdichtung  
des persischen Dichters. — Da Gryphius als Lyriker ziemlich un-  
bekannt ist, ist diese Auswahl nur zu begrüßen, denn nicht viele  
werden wissen, daß es auch geistvolle Epigramme geschrieben hat  
und klugvolle Sonette, aus denen Klabund glücklich ausgewählt hat.  
— Andreas Gryphius: Das dunkle Schiff. Auserlesene  
Sonette, Gedichte, Epigramme. Beide im Roland-Verlag, München  
1916.

### Schach-Aufgabe.

Von B. Bobrow in Moskau.



(8 + 7)

Weiß.

Weiß zieht an und setzt mit dem 2. Zuge matt.  
(Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung des magischen Zahlenquadrats in voriger Nummer:

14	27	10	28	6
7	15	28	11	19
20	8	16	24	12
18	21	4	17	25
26	9	22	5	18